

Vortrag
Frau Antje Eichler, Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e. V.
am 26.09.2013 in Potsdam

Das war mit dem Theater RambaZamba ein toller Auftakt, muss ich wirklich sagen. Darum wissen Sie auch, warum Sie ihre Arbeit machen. Wirklich ganz toll.

Ich bedanke mich für die Einladung im Namen des ISS, des Instituts für Sozialarbeit und Sozialpädagogik in Frankfurt. Und ich sehe, Sie sind hier mit Riesenengagement dabei, um die Idee und auch die Vision von Inklusion voran zu bringen.

Am Eingang gab es so einen Zettel für alle, da steht drauf: „Inklusion heißt für mich...“. Jeder von Ihnen macht sich täglich wahrscheinlich Gedanken darüber, weil Sie sich zentral mit dem Thema beschäftigen. Möglicherweise haben Sie ähnliche Ideen, möglicherweise gehen sie auch auseinander. Und wir wollen das heute, nach dieser schönen, beschwingten Einstimmung, doch nochmal etwas theoretischer aufarbeiten und auch mit empirischem Material unterfüttern.

Die Moderatorin, Frau Schwarz, hat gerade schon gesagt, dass ich die Mitautorin „Inklusive Gesellschaft – Teilhabe in Deutschland“ bin. Das ist ein übergreifendes Projekt. Dazu werde ich dann gleich nochmal was sagen. Und heute wollen wir uns dann eher mit dem Teilprojekt Kinder und Jugendliche, Teilhabe in der Schule, beschäftigen. Wenn wir aber von Inklusion sprechen, was ja in aller Munde ist, dann ist oftmals gar nicht so klar, wovon wir überhaupt sprechen. Ist es einfach eine Fortführung von Integration? Ist es Partizipation? Teilhabe? Also, die Begriffe werden immer miteinander verwendet. Und vor allem, was bezeichnet der Begriff, wenn wir von sozialer Inklusion sprechen? Dem wollen wir heute etwas nachgehen. Das wird der erste Teil des Vortrags sein, also dass wir den Begriff Inklusion und auch soziale Inklusion uns etwas näher vergegenwärtigen und auch definieren. Im zweiten Teil kommen wir dann zu der Studie „Inklusive Gesellschaft – Teilhabe in Deutschland“, das sich nicht nur allein auf Kinder und Jugendliche und Teilhabe im Bildungssystem beschränkt, sondern auch auf andere Lebensphasen. Und im dritten Teil des Vortrages werde ich dann nochmal kurz auf die Teilstudie Kinder und Jugendliche – Teilhabe in der Schule eingehen. Was Sie ja möglicherweise am meisten interessiert.

Dieses Zitat werden Sie wahrscheinlich am ehesten erkennen: Inklusion – Exklusion. Wir wollen uns auf diese beiden konzentrieren: Exklusion und Inklusion. Separation und Integration wollen wir außen vor lassen, einfach auch der Zeit wegen. Also Inklusion, das innen; Exklusion, das außen. Wenn wir von Exklusion sprechen, jetzt im sozialwissenschaftlichem Sinne, dann meint es nicht den Ausschluss aus der Gesellschaft, sondern ein Ausschluss in der Gesellschaft. Was das genau heißt, werden wir uns gleich nochmals vergegenwärtigen. Wenn wir uns jetzt die verschiedenen Begriffsdefinitionen anschauen, dann sprechen wir immer von einem engen Verständnis von Inklusion und auch von einem erweiterten Verständnis von Inklusion und neuerdings auch von einem ganz umfassenden Verständnis von Inklusion. Was heißt das genau? Das heißt, wir haben zwei verschiedene Herangehensweisen, die in einer dritten letztendlich mündet.

Das engere Verständnis von Inklusion kommt aus der behinderten-pädagogischen Zielrichtung, die auch die UNESCO-Kommission unter anderem vertritt. Also die Idee einer inklusiven Pädagogik. Die inklusive Pädagogik fördert, das vertreten Sie ja auch alle, einen pädagogischen Umgang mit Vielfalt und Heterogenität. Das entspricht weitestgehend dem Verständnis der deutschen UNESCO-Kommission. Mit dem Begriff Inklusion wird die Vision verbunden, dass inklusive Bildungssysteme und die Vielfalt von Menschen als Ressource gesehen und auch genutzt werden. Damit kann jeder Mensch – Sie haben es ja eben bei RambaZamba schon gesehen – in seiner Einzigartigkeit sein volles Potenzial entfalten kann gleichberechtigt auch in so einer Band neben Menschen, die jetzt keine körperlichen Beeinträchtigungen haben, teilhaben.

Wenn wir jetzt das von der sozialwissenschaftlichen Perspektive betrachten, geht es immer um gesellschaftliche Zugehörigkeit und Teilhabe. Also möglicherweise um einen Ausschluss aus der Gesellschaft. Ein zentrales Kriterium für die Inklusion aus sozialwissenschaftlicher Sicht ist das alle Individuen, egal ob sie körperlich beeinträchtigt sind, unabhängig von ihrer sozialen Herkunft und Status teilhaben können. So kann möglicherweise eine Migrationsgeschichte oder auch ein Geschlecht benachteiligend sein und den Zugang zu Institution erschweren, die die Lebenschancen entscheidend beeinflussen. Das sind natürlich die Bildungsinstitutionen. Die Bildungsstudien zeigen ja alle, dass Kinder aus sozial benachteiligten Elternhäusern nicht den Zugang zu Bildung mit höheren Bildungsabschlüssen haben, wie Kinder aus nicht sozial benachteiligten Elternhäusern. Und das ist natürlich ein Ausschluss innerhalb der Gesellschaft, ein Exklusionsprozess.

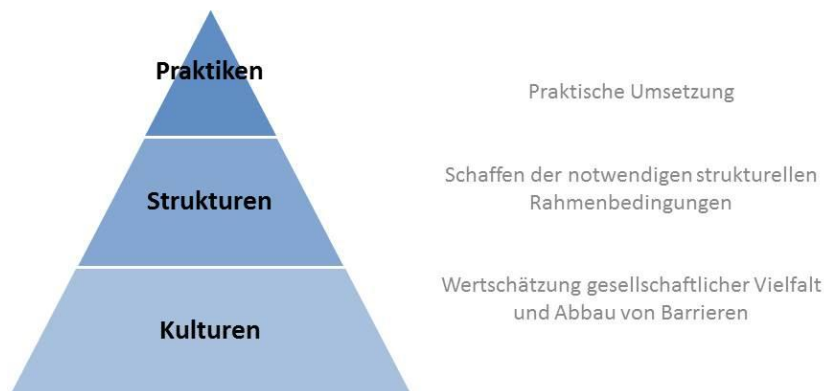
Und wenn wir jetzt beide Verständnisse miteinander vereinbaren, kommen wir zu dem umfassenden Verständnis von Inklusion. Und hier geht es um ein ganzheitliches Konzept der Inklusion, die den Abbau von Barrieren für alle Menschen zum Ziel hat. Inklusion trägt damit auch der Mehrdimensionalität von Exklusionsprozessen Rechnung, nicht nur aufgrund von körperlicher Beeinträchtigung, sondern auch auf Grund von Klassen, Ethnien und Geschlecht. Exklusion meint nicht den Ausschluss aus der Gesellschaft, sondern ein Ausschluss innerhalb der Gesellschaft. Und letztlich leitet sich auch daraus ab, dass Inklusion immer im Rahmen sozialer Strukturen zu betrachten ist, was ein zentraler Punkt der Studie ist, die wir in dem Projektrahmen durchführen.

Und an diesem umfassenden Verständnis von Inklusion setzt auch das AWO-ISS-Projekt „Inklusive Gesellschaft – Teilhabe in Deutschland“ an. Der Fokus liegt hier auf den sozialen Dimensionen und auf die soziale Benachteiligung infolge von Ausgrenzung durch soziale Strukturen, Mechanismen und Herkunftsindikatoren. Um diese inhaltliche Ausrichtung zu verdeutlichen benutzen wir in der Studie immer den Begriff von sozialer Inklusion, um auch die soziale Dimension mit einzubinden, die Exklusionsprozesse fördern kann. Der Begriff stellt zugleich die Beantwortung der Fragen in den gesellschaftlichen, analytischen Fokus, wie benachteiligten und ausgegrenzten bzw. der davon gefährdeten Personen und Gruppen zum einen der Zugang zu allen gesellschaftlichen Ressourcen und zum anderen die Teilhabe an allen gesellschaftlichen Prozessen ermöglicht werden kann. Die Kooperation von AWO und ISS läuft seit Anfang 2012 bis Ende 2014. Der Bundesverband will sein sozial- und verbandspolitisches Engagement stärker auf die Förderung einer inklusiven Gesellschaft ausrichten und damit auch gleichberechtigte Teilhabe aller Menschen sichern. Das ISS führt dazu empirische Studien durch, um den Stand der Umsetzung zu erfassen. Zum einen wie weit ist denn der Stand, wenn wir von Inklusion sprechen? Kommt das in den unteren

Ebenen bei der AWO an? Setzt die AWO das bereits schon um? Wo gibt es da gute Praxis-Beispiele? Und letztendlich versuchen wir damit konzeptionelle Grundlagen weiter zu entwickeln und auch Handlungs- und Politikstrategien zu entwickeln. Wir sprechen ja hier von Bildung, Inklusion in der Bildung von Kindern und Jugendlichen. Das ist das Teilprojekt II: Ermöglichung von Teilhabe in der Schule. Aber Inklusions- und Exklusionsprozesse erleben wir in allen Lebenslagen. Das fängt bei Kleinkindern an, also der Zugang zu vorschulischer Betreuung. Das Betreuungsrecht, was jetzt eingeführt wird, ist schon ein richtiger Schritt. Der Ausbau von Kindergärten und Kinderkrippen. Das ist das Teilprojekt I: Teilhaben durch Einrichtungen frühkindlicher Bildung. Was ja auch gerade für Kinder aus sozial benachteiligten Elternhäusern und auch für Kinder aus Migrantenfamilien eine wichtige Rolle spielt. Und dann das Teilprojekt II, worauf ich später nochmals näher eingehe, Kinder und Jugendliche, Ermöglichung von Teilhabe in der Schule. Ein weiteres wichtiges Projekt ist das Erwerbsalter – Erwachsenen-Erwerbsalter, soziale Teilhabe in prekären Lebenslagen. Wie kann man trotz, dass man möglicherweise Hartz IV-Empfänger ist, noch an der Gesellschaft teilhaben? Und ein weiteres wichtiges Thema sind die älteren Menschen, alternde Gesellschaft, Erwachsene im Rentenalter, Teilhabe unter anderem durch sozialräumliche Unterstützung, aber auch Altersarmut. Ein über alle Lebenslagen übergreifendes Projekt ist „Teilhabe im Gesundheitssystem“.

Wenn wir Inklusion haben, als Idee, als Vision, dann ist ja auch immer ganz schön zu wissen, wie kann man das jetzt umsetzen? Was für ein Prozess steckt möglicherweise dahinter? Und da kommen wir dann zu dem Dach: Theorien, Begriffe, Strukturen und Handlungsfelder. Das klingt jetzt etwas abstrakt, aber ich hoffe, dass wir jetzt gleich ein bisschen mehr Farbe reinbringen können mit dem nächsten Zitat. Wir nennen es mal den Inklusionsprozess. Dort haben wir, das was hier schon ganz gut gelebt wird, was ich auch so empfinde auf der heutigen Veranstaltung, eine Kultur der Inklusion zu entwickeln. Das heißt eine Bewusstseinsbildung für Inklusion, dass Menschen unterschiedliche Voraussetzungen haben, körperlich, kognitiv, Herkunft, und das trotz dieser Verschiedenartigkeit jeder eine Chance in der Gesellschaft erhält. Das Wichtige sind immer eine Bewusstseinsbildung für Inklusion und die Unterschiedlichkeit von Menschen. Natürlich – und das erleben Sie auch – gibt es politische, strukturelle und rechtliche Rahmungen in der Gesellschaft. Das sind die Strukturen, die die Chancen auf ein gelingendes Leben beeinträchtigen können. Das Wichtige ist das Schaffen von notwendigen, strukturellen Rahmenbedingungen. Die können auf sozialstaatlicher Ebene sein, die letztlich sich dann rechtlich niederschlagen und auch im finanziellen Rahmen. Immer sind Finanzen ein bedeutender Hinderungsgrund, weshalb man bestimmte Maßnahmen, Ideen nicht entwickeln oder umsetzen kann. All diese Maßnahmen oder Strukturen können sich negativ sozialstaatlich, rechtlich oder finanziell auf die Teilhabechancen von Menschen und Gruppen auswirken. Aber sie können auch anders herum soziale Herkunftsindikatoren, soziale Benachteiligung, ausgleichen. Wenn wir die Strukturen sehen und diese gestalten wollen, liegt dem ja immer die Annahme zu Grunde, dass strukturelle Rahmenbedingungen so geschaffen sein können, dass sie die Aussichten auf individuelle Teilhabe und soziale Inklusion und letztlich ein gelingendes Leben schmälern können. Folglich ist es auch die Aufgabe in vorgestellten Projekten immer gewesen, diese Strukturen zu identifizieren und Wege aufzuzeigen, die den Zugang und die Teilhabe und die Mitgestaltung in allen gesellschaftlichen Bereichen und Ressourcen ermöglichen.

Inklusionsprozess



1 von 26

Und letztlich ist dann immer die praktische Umsetzung in den Projekten, die wir uns empirisch angeschaut haben. Die inklusiven Praktiken zeigen uns an, inwieweit Inklusion im Allgemeinen und soziale Inklusion im Besonderen als Handlungskonzept für die Menschen und für die Institutionen in den gesetzlichen Teilbereichen und sich in der täglichen Praxis etabliert haben.

Jetzt kommen wir zu dem Kernteil, was Sie möglicherweise am meisten interessiert. Zum Thema Kinder und Jugendliche – Teilhabe in der Schule oder auch inklusive Bildung. Für die gesellschaftliche Teilhabe von Kindern und Jugendlichen spielt Schule als Ort der Lebenswelt eine entscheidende Rolle. Aber wir haben auch schon, das habe ich vorhin erklärt, gehört, dass die Bildungschancen nicht gerecht verteilt sind und oftmals soziale Herkunft und der sozioökonomische Status der Eltern, den Bildungserfolg von Kindern und Jugendlichen maßgeblich beeinflussen. Aber auch Kinder und Jugendliche mit individuellen Merkmalen wie Behinderung oder Migrationsgeschichte sind im Bildungsbereich immer noch benachteiligt. Das liegt besonders auch an der Trennung der Systeme, also Sonderschule und „normale“ Schule. Dort findet ein ganz klarer Exklusionsprozess statt, der früher positiv intendiert war, weil diese Kinder und Jugendlichen einen besonderen Förderungsbedarf haben. Heute sieht man das eher als stigmatisierend an. Um gerechte Chancen für alle jungen Menschen zu schaffen, muss daher zum einen der Zusammenhang von Merkmalen von sozialer Herkunft und Behinderung oder Migrationsgeschichte und der Bildungsteilhabe entkoppelt werden. Aber es müssen auch die Rahmenbedingungen geschaffen werden, um soziale Barrieren der Teilhabe abzubauen. Ein ganz wichtiger Schritt auf dem Weg dahin ist die Ratifizierung der UN-Behindertenrechtskonvention. Und hier hat sich die Bundesrepublik Deutschland dazu bereit erklärt, Inklusion im Bildungsbereich zu fördern und Kindern und Jugendlichen die gleichberechtigte Teilhabe am Bildungssystem zu ermöglichen. Wenn wir von Inklusion im Bildungsbereich reden, dann bedeutet es immer, dass alle Kinder und Jugendlichen, unabhängig von ihrer individuellen Ausgangslage, das Recht auf eine gemeinsame Beschulung haben. Das bedeutet aber auch, dass sozialstrukturelle Barrieren abzubauen sind, um die Benachteiligung junger Menschen zu vermeiden. Wenn wir uns jetzt

nochmal den Artikel 24 genauer anschauen, dann bedeutet inklusive Bildung ein qualitativ hochwertiges Bildungssystem für alle Menschen, unabhängig von Geschlecht, Religion, ethnische Zugehörigkeit, besonderen Lernbedürfnissen und sozialen und ökonomischen Voraussetzungen. Dann ist es eine Anpassung des Bildungssystems an die Bedürfnisse der Lernenden und nicht umgekehrt, dass sich die Lernenden – also die Kinder und Jugendlichen – an das System anpassen. Das bedeutet aber auch, dass im Mittelpunkt die unterschiedlichen Bedürfnisse der Lernenden stehen. Und das heißt auch, dass wir Vielfalt als Chance für Lern- und Bildungsprozesse verstehen wollen. Insgesamt heißt es, dass inklusive Bildung als elementares und unabdingbares Menschenrecht wahrgenommen wird und dass inklusive Bildung auch eine Voraussetzung für Chancengleichheit, gesellschaftlicher Partizipation und individueller Selbstverwirklichung aller Menschen zu sehen ist. Inklusive Bildung impliziert aber auch eine Ablehnung separierender und selektierender Strukturen und eine Ausrichtung an individuelle Bedürfnisse, Bedarfe und Kompetenzen. Letztlich heißt das auch, dass die Grundvoraussetzung für eine Gesellschaft der Vielfalt und des Respekts ist, die eines fundamentalen Paradigmenwechsels bedarf. Verschiedene Modelle – wir hatten ja eben schon gesagt, dass Separation ganz hinderlich ist – zeigen dass Inklusion an Schulen erfolgreich umgesetzt werden kann. Und hier spielt die Schulsozialarbeit und die Jugendhilfe eine ganz zentrale Rolle an Schulen. Sie ist ein zentraler Partner an der Schnittstelle zwischen Schule und dem Umfeld von Kindern und Jugendlichen. Und sie trägt dazu bei, dass soziale Inklusion und individuelle Teilhabe von jungen Menschen gefördert werden kann.

Die inklusive Bildung, Schulsozialarbeit und diese Verbindung von Jugendhilfe, Schulsozialarbeit und Schule ist das zentrale Kernelement des Projektes gewesen. Kinder und Jugendliche, Ermöglichung von Teilhabe in der Schule. Die zentralen Fragen des Projektes waren: Wie können Handlungskonzepte in der Kooperation von Jugendhilfe und Schule ausgestaltet werden? Welche Funktionen kann die Arbeiterwohlfahrt übernehmen? Was sind wichtige politische und fachliche Stellschrauben? Das Ziel des Projektes war es, mögliche Ansätze für inklusive Schule heraus zu arbeiten. Die Analysen für Barrieren von Inklusion und die Ermöglichung von Teilhabe, somit das Herausarbeiten von Gelingensbedingungen. Wie schaffen wir es, dass wir inklusive Schule werden und Inklusive Bildung ja auch leben können? Und letztlich das Ableiten von Schlussfolgerungen die Schulsozialarbeit und Jugendhilfe an Schulen.

Ganz wichtig war es der AWO, damit einen Beitrag zur fachlichen Fundierung für die weitere Ausgestaltung der Angebote der AWO im Bereich der inklusiven Schule zu leisten. Wie haben wir das gemacht? Das ist ja auch immer interessant. Das ist ein exploratives Projekt, das heißt, wir haben nur wenige qualitative Interviews durchgeführt. Als erstes haben wir eine Sekundär-Datenanalyse gemacht. Wir haben die aktuelle Literatur und den aktuellen Forschungsstand zum Thema inklusive Bildung, Schulsozialarbeit, Jugendhilfe und Schule aufgearbeitet. Im zweiten Schritt haben wir 15 Telefoninterviews durchgeführt mit Experten der AWO auf Bundesverbandsebene, auf Landesebene und natürlich auf der Praxisebene. Für die Erhebung wurden die Bundesländer Bayern, Nordrhein-Westfalen und Saarland befragt. Diese Bundesländer wurden exemplarisch ausgewählt, da zum Beispiel in Nordrhein-Westfalen die Inklusion ein ganz zentrales Thema über alle Lebensbereiche ist. In Bayern und Saarland fängt das so langsam an. Wir erleben das aber auch in vielen Kommunen und Ländern, dass Inklusion überhaupt noch kein Thema ist. Die Interviews haben wir als Telefoninterviews gemacht und haben dann eine Stunde jeweils mit den

Fachexperten gesprochen. Diese Interviews wurden transkribiert und inhaltsanalytisch ausgewertet. Alles anonymisiert, so dass keiner Befürchtungen haben musste, dass man Rückschlüsse auf die Person, mit der man gesprochen hatte, ziehen konnte.

Jetzt stelle ich Ihnen einige ausgewählte und spannende Ergebnisse vor. Besonders interessant ist die erste Frage, die wir in allen Teilprojekten gestellt haben. Wie weit ist denn der Stand der Inklusion in ihrer Kommune, in ihrem Land, in ihrer Schule? Da konnten drei Stufen identifiziert werden. Stufe 1: Inklusion ist lediglich ein Schlagwort; Stufe 2: Die Diskussion findet in Ansätzen statt; Stufe 3: Inklusion ist schon weit fortgeschritten.

Auf der ersten Stufe, Inklusion ist nur ein Schlagwort, heißt, dort findet noch gar keine fundierte Diskussion um das Thema Inklusion statt. Wichtiger Grund dafür ist, dass der Begriff Inklusion noch relativ unscharf ist. Wenn Sie alle Ergebnisse der Studie haben wollen, können Sie die auf der AWO-Bundesverbandsseite oder beim ISS herunter laden. Alle Dateien frei verfügbar und kostenlos.

Auf Stufe 2, die Diskussion in Ansätzen, da haben wir zwei verschiedene Begründungen festgestellt, warum das immer noch in Ansätzen ist. Zum einen ist das Inklusionsverständnis dort auch noch relativ unklar und die Diskussion findet getrennt nach Systemen statt. Die Politik kommuniziert zum Beispiel nicht mit der Schule oder die Jugendhilfe hat ein anderes Verständnis von Inklusion als die Schule oder eins von beiden Systemen hat noch gar kein Verständnis von Inklusion. Da gibt es noch große Hinderungspunkte was die Definition und die gemeinsame Entwicklung eines Inklusionsbegriffes oder einer Vision von Inklusion für Bildung betrifft. Aber es gibt auch noch ganz unterschiedliche Verständnisse von Inklusion. Das enge Verständnis oder auch das weite Verständnis, wie es bereits erörtert wurde. Es kann sein, dass die Schule sich noch stark am engen Verständnis – das heißt auf Kinder und Jugendliche mit körperlichen Beeinträchtigungen – beschränkt und die Jugendhilfe möglicherweise schon ein weiteres Inklusionsverständnis hat und auch soziale Benachteiligung umfasst. Da gibt es noch kein gemeinsames Verständnis von Inklusion. Was auch noch ganz wichtig ist, warum die Inklusion nur in Ansätzen stattfindet, dass es noch keine klare Positionierung auf kommunaler Ebene oder auf Landesebene gibt. Damit sind ja auch immer finanzielle Rahmenbedingungen verbunden.

Wir konnten auch auf der dritten Stufe eine Umsetzung der Inklusion für Fortgeschrittene, so haben wir es genannt, ausmachen. Dort können wir sehen, dass es schon eine breite vernetzte Diskussion zwischen den Systemen und Ebenen gibt. Und das es schon ein politisches Bewusstsein und die Verankerung im kommunalen Kontext gibt. Sie hatten am Anfang wahrscheinlich schon zu Recht Kritik am Land geübt, das sie sich etwas raus gezogen haben. Da könnte man wahrscheinlich in Brandenburg mit Diskussionen ansetzen. Das können wir später nochmals diskutieren, wie weit der Stand hier voran geschritten ist. Aber für Nordrhein-Westfalen kann man zum Beispiel sehen, dass diese Bewusstseinsbildung für soziale Inklusion wirklich von oben und von unten kommt. Eine wichtige Rolle für Inklusion ist aber auch in der Bildung zu sehen, was ein ganz zentraler Gelingensfaktor ist für die Schaffung von Chancengleichheit, Teilhabe und Gerechtigkeit ist.

Wie kann man jetzt Inklusion in der Schule oder im Bildungssystem umsetzen? Das ist auch ein zentraler Punkt gewesen in der Umfrage. Hier konnten wir beobachten, dass es drei verschiedene Ansätze gibt. Es gibt punktuelle Ansätze, die die Teilhabechancen von Kindern und Jugendlichen erhöhen sollten. Es gibt einzelfallbezogene Ansätze und es gibt

ganzheitliche Ansätze. Was das genau heißt, schauen wir uns jetzt an. Bei punktuellen Ansätzen gibt es zum Teil schon eine gemeinsame Beschulung von Schülern mit und ohne Förderbedarf und/oder eine individuelle Förderung von Schülern mit besonderem Förderbedarf. Dort finden oftmals stundenweise oder auch einmalige Maßnahmen statt. Es fehlen zum Beispiel die Ressourcen, personell und letztendlich auch immer finanziell. Dieses Vorgehen ist natürlich nicht in der Art und Weise geeignet die Inklusion voran zu schreiben, weil sie immer nur den momentanen Bedarf decken. Einzelfallbezogene Ansätze beziehen sich dann immer auf das Kind oder den Jugendlichen mit Förderbedarf und sehen nicht die gemeinsame Gruppe. Hier ist es oftmals notwendig, das haben wir auch in Frankfurt mehrmals als Fall, dass die Umsetzung der Förderbedarfe immer auch Initiative der Eltern zurückgeht oder auf einzelne Lehrer, die Unterstützungshilfskräfte anfordern. Vom Land muss es dann genehmigt werden. Das ist ziemlich bürokratisch und kann Monate dauern, bis die Begleitung für einen Schüler genehmigt wird. Das ist dann eher auf den Einzelfall bezogen und umfasst nicht alle Schüler. Zusammenfassend führen diese beiden Ansätze nicht dazu, Inklusion zu fördern, sondern sie sind oftmals eher stigmatisierend oder ausgrenzend. Hier empfiehlt sich – da gibt es auch schon teilweise – ganzheitliche Ansätze als Grundlage von Inklusion. Zur Umsetzung von ganzheitlichen Ansätzen liegen umfassende Konzepte zu Grunde, das eine Kultur der Vielfalt beinhaltet. Die Abkehr von der Zielgruppe oder von den Einzelfällen und dass es auch eine Anpassung der Lehr- und Lernmodelle gibt.

Wir hatten vorhin diese schöne Pyramide mit den Strukturen, Praktiken und auch Kulturen. Damit wollen wir uns jetzt nochmal beschäftigen. Was ist denn gelingend für eine Inklusion von Kindern und Jugendlichen im Bildungsbereich und auf der kulturellen Ebene sind es immer die Schlagworte: Vielfalt als Grundsatz, dann eine Schule für die Schüler/innen – das Anpassen der Schule an die Bedürfnisse der Schüler/innen – und eine Sensibilisierung. Vielfalt als Grundsatz, keine Orientierung an Einzelfällen und der Abbau von Zielgruppenförderung, eine Schule für Schüler/innen, das heißt dass es auch eine neue Definition des Leistungsbegriffes gibt. Die Schüler passen sich nicht an das System Schule an, sondern umgedreht. Nicht das System steht im Mittelpunkt, sondern immer das Kind oder der Jugendliche. Ganz wichtig, was zur Sensibilisierung aller beiträgt, ist der Informationsaustausch. Was klappt besonders gut, was nicht? Solche Tagungen tragen immer dazu bei, dass man wichtige Informationen austauscht. Transparenz ist ganz wichtig und dass man gemeinsam etwas in Arbeitskreisen, in Gesprächen und Projekttagen entwickelt und letztlich, wenn man diese Kultur auch hat, dass man das auch umsetzt.

Auf der strukturellen Ebene gibt es immer Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen. Hierfür ist der Ausbau einer Infrastruktur ganz wichtig. Bauliche Veränderungen, Räume schaffen, Raumaufteilung so zu gestalten, dass es allen Bedürfnissen gerecht wird. Dann sollte eine Veränderung der Lehrstrukturen im Schulalltag erfolgen. Was ganz gut ist, sind flexible Lern- und Arbeitsgruppen. Freizeitgruppen nach Bedürfnissen und auch Lehr- und Freizeitteams, was jetzt mit Ganztagschulmodellen doch stetig ausgebaut wird, dass man dann auch Lehrer/innen am Nachmittag hat, Schulsozialarbeit, Betreuung, Integrationshelfer oder Inklusionshelfer für besondere Bedürfnisse und natürlich auch eine individuelle Unterstützung, wenn man zum Beispiel körperliche Beeinträchtigungen hat. Und auf der praktischen Ebene, wenn man die Lehrer und die Schulsozialarbeiter befragt hat, bedarf es auch immer neuer Formen von Kooperationen, eine Vernetzung mit weiteren Akteuren und auch die Partizipation. Neue Formen der Kooperation, möglicherweise ein Umdenken,

stärker auch Vereinbarungen schaffen, Absprachen zwischen Schule, Jugendhilfe und Schulsozialarbeit. Da wird oftmals noch sehr getrennt voneinander kommuniziert und auch agiert und nicht gemeinschaftlich. Am Morgen ist die Schule und am Nachmittag die Schulsozialarbeit, so haben uns das viele berichtet, dass da noch so getrennte Systeme sind und keine gemeinsame Arbeit oder eine Kooperation stattfindet. Es ist auch wichtig andere Akteure – im Sozialraum und in der Stadt – mit einzubinden, zum Beispiel das Gesundheitssystem, die Heilpädagogik und dass es eine stärkere Vernetzung gibt zwischen Schule, Eltern und dem gesamten, sozialen Umfeld. Wichtig für die Inklusion ist auch die Partizipation. Alle sollen und dürfen mitreden und die Bedürfnisse müssen auch artikuliert werden. Eltern und Schüler sollten mit eingebunden werden und zu Wort kommen, was sind eigentlich ihre persönlichen Bedürfnisse. Was haben wir jetzt davon, fragt man sich immer. Alle Systeme, die im Bildungsbereich einbezogen sind, haben natürlich etwas von inklusiver Bildung. Dort haben die Interviewpartner – auf der Ebene der Systeme Jugendhilfe und der Schule – als positiv empfunden, dass man Synergie-Effekte untereinander nutzt, dass es eine individuelle Förderung gibt, dass es weniger Stigmatisierungen gibt, dass es ein größeres Spektrum an Aktivitäten und Unterstützung gibt und dass natürlich die Kompetenzen der jeweiligen Schüler weiter entwickelt werden. Für die Eltern war ganz positiv, dass sie weniger Lehrerausfälle haben und dass das Kind bedürfnisgerecht gefördert wird. Auf der Ebene der Lehr- und Fachkräfte wurde uns berichtet, dass es eine Entlastung gibt, dass es große Erfolge zum Teil auch gibt und dass die Atmosphäre an der Schule insgesamt besser geworden ist. In den Schulen, in denen es besonders gut funktioniert, gab es letztendlich auch eine höhere Anzahl von Anmeldungen.

Wenn wir jetzt die Gelingens- und Rahmenbedingungen für inklusive Schule auf der kulturellen Ebene zusammenfassen, dann ist es als Gelingensbedingung wichtig, eine Kultur der Wertschätzung, eine Wertereflexion zu schaffen und eine Sensibilisierung für die Unterschiedlichkeit von Menschen zu fördern. Das Projekt Inklusion kann nur vorangetrieben werden, wenn sich jemand dafür verantwortlich zeigt. Auf der strukturellen Ebene ist es wichtig, dass es eine entsprechende Schulgesetzgebung gibt und auch bei sozialen Benachteiligungen von Kindern und Jugendlichen eine entsprechende Sozialgesetzgebung gibt, sofern sie in Transfersysteme eingebunden sind. Wichtig ist auch die Ausbildung von Lehr- und Fachkräften, die besonders auf solche neuen Werte auch ausgebildet werden müssen. Es gibt jetzt eine Reihe von Studiengängen, die sich stark mit dem Thema inklusive Bildung beschäftigen. Dann ein Aufbau entsprechender Infrastruktur, auch ganz wichtig, Partizipation, das hatte ich auch schon eben benannt und auch eine Veränderung internen Strukturen.

Auf der praktischen Ebene ist die Kooperation und Vernetzung ganz wichtig. Hierunter fallen auch Assistenzsysteme und eine Bedarfsorientierung bei Entwicklung von Angeboten.

Für alle in der AWO ist wichtig, welche Handlungsansätze sich daraus ableiten. Es gibt drei Ebenen. Die AWO ist zum einen ein sozialpolitischer Akteur, im anderen ist sie ein Mitgliederverband und ein Arbeitgeber und sie ist aber auch ein Träger sozialer Dienstleistungen. Hier haben wir die drei Ebenen unterteilt in Kulturen, Strukturen und Praktiken. Das machen wir jetzt abschließend. Als sozialpolitischer Akteur auf der inklusiven Kulturbene ist wichtig, dass die AWO ein erweitertes Verständnis von Inklusion entwickelt und die AWO-Mitgliederverbände dafür sensibilisiert, dass auch die Werte- und Normendiskussion vorangetrieben wird. Vor Kurzem gab es in Dortmund eine bundesweite

AWO-Tagung zum Thema Inklusion. Und es wurde eine gemeinsame Position für inklusive Schule und für andere Träger entwickelt. Auf der Strukturebene heißt das, dass die AWO sich stärker für Änderungen auf der gesetzlichen Ebene einsetzt. Die Rahmenbedingungen so zu verändern oder darauf hinwirken, dass entsprechend wirksame Bedingungen geschaffen werden, die klare Zuständigkeiten für die Finanzierung beinhalten und die auch einen Spielraum für Schule und Jugendhilfe sichert. Auf der praktischen Ebene geht es immer auch um Vernetzung, Kooperation und um Kommunikation, auch mit solchen Fachtagungen oder bundesweitern AWO-Tagungen zum Thema Inklusion. Auf der Ebene des AWO-Mitgliederverbandes und des Arbeitgebers ist es wichtig, das Rollen und Aufgaben von Schulsozialarbeit bzw. Jugendhilfe in der Schule zu reflektieren sind. Es sollte sichergestellt werden, dass es eine Verantwortung für inklusive Bildung und inklusive Schule gibt. Auf der strukturellen Ebene heißt es Partizipation und Kommunikation ausbauen, Rahmenbedingungen für die Fachkräfte schaffen, Aus- und Weiterbildung von Lehrern und Fachkräften mit entwickeln. Das war ein ganz wichtiger Punkt in den Befragungen der Schulsozialarbeiter und der Fachakteure aus der Jugendhilfe, dass sie auch immer ganz stark an Aus- und Weiterbildung interessiert waren. Auf praktischer Ebene ist es wichtig, Arbeitsgremien zu schaffen, Instrumente für die Praxis zu entwickeln und Evaluation und Forschung mit einzusetzen. Als Träger sozialer Dienstleistungen, in dem Falle die Schulsozialarbeit oder der Jugendhelfer, dass man eine Vielfalt und eine Kundenorientierung als Leitprinzip implementiert. Es ist eine starke Orientierung an den Bedürfnissen des zu Helfenden. Inklusion ist immer, das wurde uns von allen gesagt, auch als Führungsaufgabe zu betrachten. Dass die Schule zu sensibilisieren ist, dass es ein bestimmtes, professionelles Selbstverständnis gibt, also dass man wirklich auch ein Konzept erarbeitet und ein Fundament mit dauerhafter Tragfähigkeit schafft. Auf der strukturellen Ebene müssen immer Finanzierungsmodelle erstellt werden. Man kann aber auch – das wurde uns berichtet - mit wenig Geld viel bewirken, wenn man eine Idee hat. Das muss man sich andere Finanzierungskanäle, wie Stiftungen oder Spenden erschließen. Auch die Veränderung von Lehr- und Lernformen, individuelle Unterstützungsmöglichkeiten aufbauen und – das ist auch ein zentraler Punkt gewesen – Personalausstattung fundieren, sind Bedingungen der Inklusion. Es ist oft so, dass viele Teilzeitkräfte und befristete Verträge gibt, die oftmals keine personelle Kontinuität sicherstellt. Daher ist im Bildungsbereich eigentlich immer Bedarf. Und auf der Ebene der Praktiken: Kooperation, Vernetzung, Partizipation und letztlich auch den Austausch und den Transfer zu ermöglichen.

Soweit erst einmal von meiner Seite. Vielen Dank.